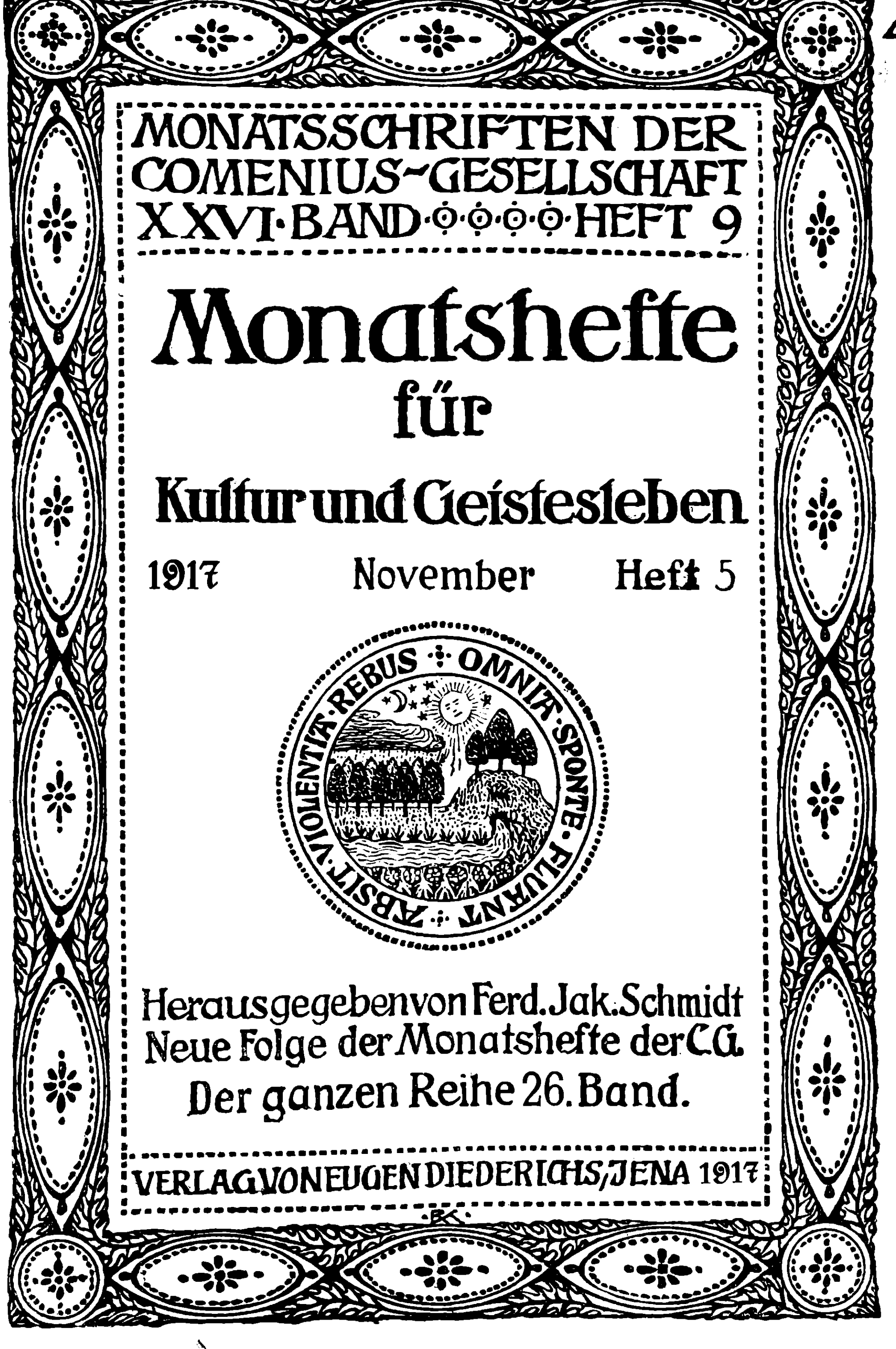


Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften (jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährl. 5 Hefte) M. 4,—.

Einzelne Hefte der MH f. K. u. G. kosten M. 2,50, einzelne Hefte der MH f. V. M. 1,50.

Inhalt

Literatur-Berichte

(Beiblatt)

Anmeldungen zur C. G. sind zu richten an die Geschäftsstelle Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55; dorthin sind auch die Rezensionsexemplare und Manuskripte einzusenden. — Die Bedingungen der Mitgliedschaft siehe auf der 4. Umschlagseite.

MONATSHEFTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT
FÜR KULTUR U. GEISTESLEBEN

SCHRIFTLEITUNG: HOHENZOLLERNDAMM 55
FERD· JAK· SCHMIDT BERLIN-GRUNEWALD
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

N. F. Band 9 November 1917 Heft 5

Die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben erscheinen Mitte Januar, März, Mai, Juli und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10. Einzelne Hefte M. 2,50.

DER WORTFÜHRER DER ENZYKLOPÄDISTEN

ZUM ZWEIHUNDERTSTEN GEBURTSTAGE D'ALEMBERTS

Von Dr. R. Salinger

Unter den französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts nimmt D'Alembert eine eigentümliche, nicht ganz leicht zu bezeichnende Sonderstellung ein. Als Mathematiker und mathematischer Physiker eine Größe ersten Ranges, steht er als philosophischer Schriftsteller und Sozialkritiker nicht so hoch wie Voltaire, Diderot und Rousseau, seine Freunde und Mitarbeiter am großen Werke der Enzyklopädie.

Gleichwohl hat er vielleicht nicht weniger als sie dafür gewirkt, die weltbewegenden Ideen des Aufklärungszeitalters zu verbreiten und die große staatliche und gesellschaftliche Umwälzung von 1789 vorzubereiten. Die seltene Vereinigung von schriftstellerischer Begabung und mathematischem Genie, die Ehrbarkeit seines Charakters und seiner Lebensführung, das Gewicht seiner Stellung in der Akademie, die den vierundzwanzigjährigen Verfasser wertvoller Abhandlungen über Dynamik und Integralrechnung unter ihre außerordentlichen Mitglieder (Adjoints) aufnahm: alles das trug dazu bei, das Ansehen und den Einfluß seiner Persönlichkeit zu erhöhen, seinen Worten eine Wirkung zu sichern, die dem unzünftigen Literaten schwerlich zuteil geworden wäre. Seine weltmännische Ruhe und Gelassenheit, die geschickte, versöhnliche Form, in der er die kühnsten und radikalsten Gedanken vorzutragen wußte, nahm diesen viel von ihrem aufreizenden Charakter, gab ihnen etwas Zahmes, Akademisches, fast Philiströses, das es den Anhängern des Bestehenden in Staat und Kirche, den Feudalaristokraten und dem konservativen Beamtentum erleichterte, sich mit ihnen abzufinden.

Man hat ihm Halbheit und Mangel an Energie zum Vorwurf gemacht, hat getadelt, daß er seine wahre Meinung zu oft zaghaft unter vieldeutigen Wendungen

verhülle, gelegentlich sogar — er, der nüchterne Freidenker und Deist — mit dem Offenbarungsglauben und den Dogmen der Kirche liebäugele; und man wird diesen Vorwürfen eine gewisse Berechtigung zugestehen müssen, wenn man die zurückhaltende, vorsichtig abwägende Sprache seiner für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften mit dem Tone seiner vertrauten Briefe an Voltaire und Friedrich II. vergleicht. Von jenem Heroismus der Wahrheit, der Märtyrer schafft, war er jedenfalls weiter entfernt, als die meisten seiner Mitstreiter. Als sein Artikel „Genf" im 7. Bande der „Enzyklopädie" — derselbe, der den berühmten Briefwechsel mit Rousseau über den Nutzen des Schauspiels hervorrief — einen Sturm der Entrüstung in den Lagern der katholischen und protestantischen Orthodoxie entfesselte und das große Unternehmen, das ohnehin mit der Ungunst der Hofkreise und des Klerus und steten Zensurbedrängnissen zu kämpfen hatte, aufs äußerste gefährdete, zog sich D'Alembert, der Konflikte und Schikanen müde, trotz Voltaires und Diderots inständigsten Bitten, entmutigt von der Redaktion zurück, wenn er auch dem gemeinsam begonnenen Werke noch ferner seine Mitarbeit lieh. Weltweiser und Epikureer, im edelsten Sinne des Wortes, war er keine Kampfnatur, zum Apostel seiner Überzeugungen nicht geschaffen.

Diese Unentschlossenheit seines Charakters beeinflußte auch seine philosophischen Arbeiten bis zu dem Grade, daß er die äußersten Konsequenzen seiner Ansichten nur selten zu ziehen wagte, den letzten metaphysischen und spekulativen Fragen gern auswich oder ihre Erörterung, nicht selten mit ironischer Wendung, ausdrücklich ablehnte. Sein klarer und scharfer Verstand hatte früh in der Mathematik die wahre Heimat seines Geistes erkannt; nicht mit Unrecht hat man ihn wegen seiner ganz und gar positivistischen Geistesrichtung einen Vorläufer Comtes genannt. Klarheit des Denkens und Strenge der logischen Beweisführung war ihm so sehr Lebensbedürfnis, daß er die Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht als legitime mathematische Disziplin gelten lassen wollte. Aus solchem Holze pflegen die Skeptiker und Agnostiker in der Philosophie gemacht zu sein, und ihnen wird man auch D'Alembert mit Fug und Recht zuzählen dürfen. In seinen fesselnd geschriebenen, heute mit Unrecht wenig mehr beachteten „Eléments de philosophie", zu deren Bewunderern Friedrich der Große gehörte, untersucht er die erkenntnistheoretischen Grundlagen aller Einzelwissenschaften, verneint die Möglichkeit jeder metaphysischen Erkenntnis und vertritt Anschauungen, die denen eines Mill und Huxley sehr nahe stehen.

Im Gegensatz dazu zeigt das Werk, das seinen Namen literarisch am berühmtesten gemacht hat, die Vorrede („Discours préliminaire") zur französischen Enzyklopädie (1751) mehr einen eklektischen und selbst dogmatischen Charakter. Nach einer anthropologischen Einleitung, in der er sich zu einer halb sensualistischen, halb cartesianischen Psychologie bekennt, entwirft er, wiederum wenig selbständig, sondern wesentlich im Anschluß an Bacon, eine logisch-systematische Einteilung der Wissenschaften und schönen Künste, die bei ihrem Erscheinen die Bewunderung der Zeitgenossen fand und sie wegen glänzender Einzelheiten zum Teil auch verdiente, die aber als Ganzes verworren, höchst anfechtbar und, wie ihr Urheber selbst zugeben muß, mit dem wirklichen Gange der intellektuellen Entwickelung zum größten Teil in augenfälligem Widerspruch steht. Immerhin enthält dieses Prunkstück akademisch-populärwissenschaftlicher Darstellung Vorzüge, die seinen

Ruhm rechtfertigen und es erklärlich machen, daß der „Discours" noch heute als obligatorisches Lehrbuch auf der Oberstufe der französischen Gymnasien und als Prüfungsgegenstand beim Abgangsexamen eingeführt ist[1]. Die Art, wie D'Alembert die Grenzen zwischen den einzelnen Wissenschaften zieht und zugleich die Verbindungsfäden zwischen ihnen aufzeigt, ist nicht ohne Feinheit; der Versuch, mit Bacon die Wurzeln der verschiedenen Wissenszweige in gewissen Grundvermögen des menschlichen Geistes — Gedächtnis, Verstand, Einbildungskraft — nachzuweisen, gibt, obwohl in der Hauptsache verfehlt, Anlaß zu mancher treffenden Bemerkung; vollends der zweite Teil, der die Entwickelung der intellektuellen und ästhetischen Kultur von der Renaissance bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts skizziert, ist trotz mancher schiefen Urteile über einzelne Geistesgrößen (Galilei, Pascal u. a.) reich an geistvollen Reflexionen und glänzenden Gedankenblitzen.

Mehr aber noch wird man der geistigen Universalität und dem weltweiten Blick des Verfassers Bewunderung zollen, der, ruhigen Auges das unermeßliche Gebiet menschlicher Erkenntnisse überschauend, den großen Gedanken einer Universalwissenschaft zu fassen wagte und, unbeirrt von der verwirrenden Fülle des Einzelnen, dem denkenden Geiste das Ziel setzte, von der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zur Ordnung, zur Einheit, zum Gesetz aufzusteigen, die Natur nicht bloß zu erkennen, sondern zu verstehen, das Weltall mit der Vernunft zu durchleuchten. „Pour qui saurait l'embrasser d'un seul point de vue, l'univers ne serait qu'un fait unique et une grande vérité." Weiter als je, scheint es, sind wir heute in der Zeit des Haders der Nationen, des gelehrten Spezialistentums und der sich immer weiter spaltenden und zugleich immer mehr verschlingenden Probleme, von der Erreichung dieses Zieles, von der Verwirklichung des D'Alembertschen Ideals: einer harmonisch gegliederten, in zahllosen Strahlenbrechungen die Einheit des Geistes spiegelnden Enzyklopädie der Wissenschaften entfernt.

Außer dem Discours préliminaire sind auch fast alle mathematischen und mathematisch-physikalischen Artikel der „Enzyklopädie" von D'Alembert verfaßt. Sie nehmen einen fast unverhältnismäßig großen Teil (über ein Sechstel) in den 17 voluminösen Bänden des Gesamtwerkes ein — ein Beweis für die hohe Schätzung und einflußreiche Stellung der Mathematik im Geistesleben des achtzehnten Jahrhunderts. In der Mathematik war D'Alembert, wie bemerkt, einer der führenden Geister seiner Zeit, wenn es ihm auch an vereinzelten Gegnern wie Daniel Bernouilli und Euler, nicht fehlte; und sein Ruhm auf diesem Gebiete ist bei der Nachwelt womöglich noch gewachsen. Seinen größeren mathematischen Werken haftet eine gewisse Schwerfälligkeit und Dunkelheit des Ausdrucks an. Es hängt dies vielleicht mit seinem eigentümlichen Bildungsgang in dieser Wissenschaft zusammen, zu deren Beherrschung er auf rein autodidaktischem Wege vorgedrungen war. Im Gegensatz dazu zeichnen sich die mathematischen Artikel der „Enzyklopädie" durch große Klarheit und Faßlichkeit aus und geben von vielen der schwierigsten Begriffe, z. B. von den Grundbegriffen der Infinitesimalrechnung

[1] Eine deutsche Ausgabe des „Discours", mit umfänglichen Erläuterungen von Dr. Eug. Hirschberg, ist in der Philosophischen Bibliothek (Bd. 140) erschienen. (Verlag von Felix Meiner in Leipzig, 1912.)

die für ihre Zeit beste und auch heute noch brauchbare Erklärung. Die Auffassung des Differentialquotienten als eines Grenzwertes, die heute in den Lehrbüchern der Analysis den Gebrauch des Unendlichkleinen fast allgemein verdrängt hat, findet sich bereits von D'Alembert mit großer Bestimmtheit und scharfer Erfassung des springenden Punktes ausgesprochen. Daß auch diese Grenzbetrachtungen die fundamentale metaphysische oder erkenntnistheoretische Schwierigkeit in der Begründung des Differentialkalküls nicht beseitigen, ebensowenig wie die späteren, teils verwandten, teils abweichenden Versuche von Euler, Lagrange, Cauchy u. a. sei hier nur nebenbei angedeutet.

Wie fast alle bedeutenden mathematischen Köpfe, zeigt auch D'Alembert eine erstaunliche Frühreife. Seinen „Traité de Dynamique", in dem er den heute als D'Alembertsches Prinzip bezeichneten Grundsatz aufstellte, der jedes dynamische Problem auf ein statisches zurückführt, veröffentlichte er mit 26 Jahren. Kaum minder geschätzt als seine mechanischen Arbeiten sind von den Fachkennern seine Beiträge zur höheren Analysis, namentlich über gewöhnliche und partielle Differentialgleichungen. D'Alembert hat als erster die Differentialgleichung der schwingenden Saite $\frac{d^2 y}{d x^2} = \frac{d^2 y}{d t^2}$ aufgestellt und die Form des allgemeinen Integrals angegeben. Doch ist ihm die abschließende Lösung dieses historisch berühmten Problems ebensowenig gelungen, wie seinen großen Zeitgenossen Euler und Lagrange; die volle Bewältigung dieses Problems gelang erst Fourier mit Hilfe der von ihm geschaffenen Theorie der Fourierschen Reihen. Noch ein anderes in der Geschichte der Mathematik epochemachendes Problem hat D'Alembert geistvoll behandelt, wenn auch ebenfalls nur unzulänglich erledigt. Durch eine verhältnismäßig einfache Aufgabe der Integralrechnung, die Integration rationaler Funktionen durch Partialbruchzerlegung, wurde er zu der Frage geführt, ob jede algebraische Gleichung eine Wurzel besitzt — der sogenannte Fundamentalsatz der Algebra. Mehrere der bedeutendsten Mathematiker des achtzehnten Jahrhunderts haben sich an diesem tief in die Irrgänge der Stetigkeit und des Irrationalen hineinführenden Kernproblem die Zähne ausgebissen; erst dem Genie eines Gauß war es vorbehalten, einen wirklich schlüssigen Beweis für den Satz zu erbringen.

D'Alemberts äußeres Leben ist sehr ruhig und einförmig verlaufen. Die Romantik die ja überhaupt dem Leben wissenschaftlicher Geistesgrößen fernzubleiben pflegt, hat nur einmal in seiner irdischen Pilgerfahrt eine gewisse Rolle gespielt, und zwar gleich vor und nach seiner Geburt. Er war ein Kind der Liebe, die Frucht einer außerehelichen Verbindung zweier gesellschaftlich hochstehender Persönlichkeiten, der Schriftstellerin Mad. du Tencin und des Artilleriekommissärs Destouches. Er wurde am 17. November 1717 auf den Stufen der Kirche St. Jean le Rond in Paris aufgelesen und durch Vermittelung des Polizeikommissärs einer einfachen armen Frau zur Erziehung übergeben. Von seinem Fundorte erhielt er den Vornamen, während sein rätselhafter Stammname, unter dem er berühmt geworden, als „D'Arembert" zum ersten Mal in dem Testament des 1726 verstorbenen Destouches erscheint, der ihm eine Rente von 1200 Frcs. aussetzte. Seine Mutter, die sich erst im Alter ihres Sohnes erinnerte, als sein Name in der Wissenschaft mit Stolz genannt wurde, verleugnete er; sie starb 1749. Dagegen hat er seiner Pflegemutter, einer Glaserswitwe, Mme Rousseau, zeitlebens eine rührende Anhänglichkeit bewahrt.

Im Jahre 1730 trat er in die 2. Klasse des Collège des Quatre-Nations, auch Collège Mazarin genannt. Dieses Gymnasium war damals in den Händen der Jansenisten, der großen Gegner der Jesuiten. Diese entdeckten sofort die große Begabung des jungen D'Alembert und hofften in ihm einen zweiten Pascal gefunden zu haben, der ihrem etwas verschossenen Ruhm zu neuem Glanze verhelfem sollte. Allein D'Alemberts klarem und nüchternen Wahrheitssinn fehlte ganz die mystische Ader des Verfassers der Lettres provinciales. Besonderes Gefallen fand er als Gymnasiast an der alten Literatur, namentlich an den lateinischen Klassikern. Von einer besonderen Neigung zur Mathematik zeigte sich damals noch keine Spur. Erst als er 1735 achtzehnjährig austrat, um sich dem Rechtsstudium zu widmen, verwandte er alle freie Zeit zum Studium der höheren Mathematik, so daß er nach drei Jahren, als er in den Advokatenstand aufgenommen wurde, zugleich allein durch eigenes Forschen, ohne Lehrer oder sonstige Anleitung, ein reifer Mathematiker geworden war. Zwei Abhandlungen, die er 1739 und 1740 der Pariser Académie des sciences einreichte — „Sur le calcul intégral" und „Sur la refraction des corps solides"; beide sind, soviel bekannt, nie veröffentlicht worden — veranlaßten diese gelehrte Körperschaft, den Dreiundzwanzigjährigen 1741 in ihre Reihen aufzunehmen.

Bald nach seinem Austritt aus dem Collège war D'Alembert wieder zu seiner Pflegemutter gezogen, wo er nun bis 1765 in der Gasse Michel-le-Comte ein kleines, kaum lüftbares Hinterzimmer bewohnte. Die Pflegemutter sagte einst mitleidig zu ihrem berühmten Ziehkinde: „Vous ne serez jamais qu'un philosophe! et qu'est-ce qu'un philosophe? C'est un fou, qui se tourmente pendant sa vie pour qu'on parle de lui, lorsqu'il n'y sera plus". Die Jahre von 1746 bis 1759 waren vorzugsweise der Arbeit an der „Enzyklopädie" gewidmet, in deren Redaktion D'Alembert sich mit Diderot teilte; 1759 zog er sich aus den oben angedeuteten Gründen von der Leitung des großen Werkes zurück. Dasselbe Ruhebedürfnis, das ihn gleichmütig und gelassen von seinem Lebenswerke vor dessen Vollendung scheiden ließ, bewog ihn auch, allen Versuchen, ihn in eine glänzendere Lebenssphäre zu versetzen, einen unüberwindlichen Widerstand entgegenzustellen. Friedrich der Große, der ihn unter der großen Zahl ausgezeichneter Geister jener Zeit nächst Voltaire am höchsten schätzte, bot alles auf, um ihn 1752 als Nachfolger von Maupertuis für die Präsidentschaft der Berliner Akademie zu gewinnen. D'Alembert lehnte das verlockende Anerbieten ebenso ab, wie zehn Jahre später das der Kaiserin Katharina von Rußland, die ihn zum Erzieher ihres Sohnes machen wollte, und zog es vor, der einfache Privatgelehrte mit 1200 Livres Jahresrente zu bleiben. Doch unterbrach er wenigstens einige Male die Gleichförmigkeit seines Chambre garnie-Daseins in der Rue Michel-le Comte, um, einer dringenden Einladung seines königlichen Gönners folgend, diesen 1755 in Wesel und 1763 in Berlin und Potsdam zu besuchen. 1765 verließ er sein dürftiges Junggesellenquartier bei Frau Rousseau und zog zu seiner geistreichen Freundin Julie Lespinasse, die ihn während einer schweren Erkrankung aufopfernd gepflegt hatte.

D'Alembert ist rasch gealtert. Nach 1760 verfaßte er außer zahlreichen „Eloges" in der Académie française, der er seit 1754 als wirkliches Mitglied, seit 1772 als Sekretär angehörte, fast nur noch schöngeistige und philosophische Werke, meist kleinere Essays, von denen einzelne wohl noch den Stempel seines Genies tragen,

die aber im ganzen schwerlich ausgereicht hätten, ihrem Verfasser die Unsterblichkeit zu verbürgen. Am 29. Oktober 1783 ist D'Alembert an einem Steinleiden gestorben, nachdem er sich, sei es aus Mangel an Mut, sei es aus einem vielleicht nicht ganz unberechtigten Mißtrauen gegen die damalige ärztliche Kunst, einem chirurgischen Eingriff widersetzt hatte.

F. H. JACOBI ALS GESCHICHTSPHILOSOPH

Von Ernst Krieck



on einer ausgebildeten Geschichtsphilosophie kann bei Jacobi nicht die Rede sein; aber darin gleicht er seinen Zeitgenossen, daß er um die Erkenntnis eines letzten Sinnes im Menschenleben und Geschehen ringt und damit den Schwerpunkt der Philosophie vom Naturerkennen hinüberverlegt in das Selbst, in den Urgrund des rein Menschlichen und Geistigen. Viele Zeitgenossen waren Jacobi an eigentlicher geschichtlicher Einsicht voraus: keiner aber hat die Ablösung des Geistigen und Geschichtlichen von der Naturbedingtheit und Naturgebundenheit so radikal durchgeführt als er. Bei alledem hatte er zur Geschichte ebensowenig ein unmittelbares Verhältnis als zur Natur, was ihn bekanntlich in scharfen Gegensatz zu seinem Freund Goethe brachte, dem er doch zuletzt in manchem Zug wesensverwandt blieb: seine Stellung zum All und dessen Teilen folgt aus seinem Verhältnis zu Gott, aus seiner Frömmigkeit. Doch eine neue geistige Welt war in der Geburt, und das starke Mitleben in ihr nötigte Jacobi, den ungeschichtlich Denkenden, zur Auseinandersetzung mit der Geschichte. Die Eigenart seines Prinzips förderte dabei ein Ergebnis zutage, das zu den wesentlichen Voraussetzungen der späteren Philosophie des Geistes und der Geschichte zählt: seine Arbeit reiht sich als eigener Typus neben die Lessings, Herders und Kants und ist am nächsten verwandt mit den Anschauungen Vater Hamanns. Aus dessen Ahnungen hat Jacobi einen auf das Menschenleben und die Geschichte eingestellten Typus der neuen Ideenlehre geformt, während Goethe einem ähnlichen, ebenfalls von Hamann angeregten Ideentyp für die Naturlehre zustrebte.

Gegen Kants formalen Idealismus, der auch auf Umwandlung und Neubegründung der Ideenlehre abzielte, behauptete Jacobi, der eigentliche Metakritiker und Philosoph der Sturm- und Drangjugend, den aus Gefühl und unreflektierter Anschauung erzeugten Positivismus desselben Prinzips; gegen Herder und Lessing lehnte er das geradlinige Fortschrittsschema, die Konstruktion des Geschichtsverlaufs nach einem festen Endziel, ab; von Goethe schied ihn die Anschauung, daß das göttliche Urwesen sich stets nur in Glauben und Gefühl, im Inneren des Selbst offenbare, während die Natur ein Vorhang, ein Mittelglied zwischen Gott und Selbst sei.

Die von Jacobi vorgebildete Ideenlehre hat später ihre reinste Auswirkung und vollkommenste Anwendung erfahren in Humboldts Sprach- und Rankes Geschichtsphilosophie. Aus reiner Anschauung geboren, erlangte sie auch ihre Reife in reiner Wissenschaftlichkeit, während die von Lessing und Herder, Fichte und Hegel durchgeführte teleologische Geschichtsphilosophie zuletzt bestimmt

war von einem praktischen Bedürfnis: die Geschichte wurde gefaßt als Niederschlag einer höheren Erziehung, und ihre Erkenntnis sollte demgemäß als eine erziehende Macht die Menschheit ihrem Endziel zuführen.

Beide Zweige, der teleologische und der platonisierende, treffen auf ihrem Entwicklungsgang einmal zusammen, um dort einen gemeinsamen Grund zu gewinnen und alsdann, wiederum auseinandertretend, ihren Sonderzielen entgegenzugehen: zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts haben Schelling und Fichte wechselwirkend die neue Ideenlehre vollendet unter Vereinigung der bisherigen Richtungen, insbesondere unter Überwindung des Gegensatzes Kant-Jacobi-Herder, damit den dauernden Grundstein legend zur neuen Philosophie des Geistes und der Geschichte.

Jacobi, selbst entwicklungslos, darum auch dem Entwicklungsgedanken im Innersten abgeneigt, war inzwischen stehen geblieben: er verstand die Jüngeren nicht mehr, erkannte in ihren Arbeiten sein Eigenes nicht wieder — und wurde bei Lebzeiten vergessen, während seine Ideen noch lange, nicht zuletzt in Frankreich, Wellen schlugen. Er ist nicht zur Reife gelangt: seiner unendlichen, gefühlsmäßig-weiblichen Empfänglichkeit stand keine Kraft höherer Durchbildung zur Seite. Doch zählt er, dessen Instinkt ihn in der Vergangenheit alles Wahlverwandte aufsuchen hieß, unter die Schar jener Vorläufer der Philosophie des Geistes, jener vielseitig Wissenden, unermüdlich Lernenden, deren Zahl und Größe die Macht und den Reichtum der deutschen Geisteswelt erzeugt und sie zur Führerschaft in der neueren Geistesgeschichte berufen haben. —

Für die Geschichtsphilosophie brachte Jacobi manche Voraussetzung mit, die sonst bei Philosophen selten anzutreffen sind. Zum Kaufmann bestimmt, stand er lange Jahre im praktischen Leben und gewann einen ruhigen, sicheren Blick für wirtschaftliche und politische Verhältnisse, denen er auch außerhalb Deutschlands große Aufmerksamkeit schenkte. Seine Beobachtungen waren gestützt durch das Studium der Nationalökonomie, besonders der Schriften Adam Smiths und der Physiokraten; mit wahrer Verehrung blickte er zu den Reformversuchen Turgots und Neckers hinüber. In seinen geschichtsphilosophischen Äußerungen spiegeln sich die Ereignisse und Stimmungen der Zeit stark wieder. Er sehnte sich nach der Befreiung der Völker; als Wieland im „Teutschen Merkur" das Lob des Absolutismus sang, hat er sich mit ihm darob überworfen. Aber auch gegen die französische Revolution nahm er eine kühle, ablehnende Stellung ein, während das geistige Deutschland sonst zum größten Teil von einem utopischen Schwindel ergriffen wurde, dem bald eine um so stärkere Ernüchterung folgte. Im Chaos konnte er die Verwirklichung der Freiheit nicht finden, und Unterordnung erklärte er notwendig zum Bestande einer jeden Gesellschaft. Die tieferen Ursachen der Revolution beurteilte er richtig in einem Schreiben von 1790: „Daß sich keine von allen unseren Verfassungen lange mehr halten kann, davon bin ich überzeugt, weil fast nichts von ihrem ersten Bildungstriebe mehr vorhanden ist. König — Adel — Geistlichkeit, nichts als leere Masken — verdorrte Gebeine. Wer kann sagen, was geschehen wird, nur sagen, was geschehen sollte? Ich denke, grüble — und verstumme." Er ging ohne Schwankungen mit seinen Anschauungen gerade aus und traf im Jahre 1813 mit seiner Beurteilung der Lage das Richtige, indem er von den Fürsten urteilt: „Sie wollen herrschen, und nach Gerechtigkeit nicht

fragen dürfen; Untergang scheint ihnen besser als solche Abhängigkeit. Aus der verheißenen Volksvertretung werden sie etwas machen, das nur als eine Verspottung der Völker da stehen wird; ein leeres Possenspiel und recht viel Polizei darum her.“ „Das bleibt unterdessen gewiß, daß der Weg zu einem besseren Zustande der Menschheit geöffnet worden ist, der nicht wieder einsinken kann.“[1] Es ist viel, daß ihn die Leistung der Deutschen, besonders der Preußen in den Befreiungskriegen, trotz der schlechten Aussichten in die nächste Zukunft, seinen Pessimismus gegenüber dem sogenannten geschichtlichen Fortschritt überwinden und an einen besseren Zustand der Menschheit glauben lehrte.

Dagegen hatte in der Zwischenzeit, als es mit des alten Reiches Herrlichkeit zu Ende ging, Jacobis Pessimismus reichlich Nahrung erhalten. Ihm hat er besonders in seiner Münchener Antrittsrede „über gelehrte Gesellschaften“ Ausdruck gegeben. Er erkennt die Möglichkeit tiefstehender Moralität bei hoher Kultur an; seinem Zeitalter kann er das Zeugnis nicht ausstellen, daß es zu den besseren gehöre. Im Tone des strafenden Propheten wirft er ihm vor: „So strebt eine ganz entartete Menschheit, wahre Menschheit, wo sie sich noch regt, unter die Gewalt einer kultivierten Tierheit, die sich mehr dünkt, zu bändigen, den höheren Instinkt allgemein zu unterdrücken . . . Wir sind einzeln und in Masse; wir sind nationenweis vernunftloser geworden.“ „Wir brauchen Heroen der Humanität“, also Erzieher, das ist seine Losung schon Jahre vor Fichtes „Reden an die deutsche Nation“.

Sonst lehnte er die teleologische Geschichtskonstruktion oder den Entwicklungsgedanken ab. Das hängt mit seinem „echten Rationalismus“, seiner Stellung zum Problem der Zeit und Kausalität innerlich zusammen und findet im Gottesbegriff seinen Ausdruck. Ursache im letzten Sinne findet er nur da, wo Selbstheit, lebendiges und zwecktätiges Wirken ist. Was in der Geschichte zutage tritt, kann also nicht die Entfaltung von Keimen, die kontinuierliche Fortwirkung von Ursachen sein, die am Anfang vorhanden sind und zu einer Vollkommenheit am Ende führen. Mit dieser Anschauung wäre seine Freiheitslehre bedroht. Die Vollkommenheit ist ihm jederzeit da, nämlich in dem der Geschichte zugrunde liegenden Geist. Aus ihm fließen alle Änderungen; er ist ein ewig springender Quell im Inneren der freien, schaffenden Persönlichkeit. Es besitzt also keine Zeit mehr Leben, Wirklichkeit und Wahrheit als eine andere: der einwohnende Geist lebt immer in gleicher Vollkommenheit. Wo neue Formen aus dem lebendigen Grund hervortreten, verlieren andere ihren Gehalt an Leben[2]. Der humane Geist selbst ist zeit- und entwicklungslos. Mit dieser Lehre steht Jacobi zwischen Hamann und der Geschichtsphilosophie Humboldts und Rankes. Es ist die nämliche Idee, die Goethe zu seiner Lehre von der Naturentwicklung führte.

„Hat der Mensch als Gattung sich vervollkommnet, oder hat er überall nur mißlungene Versuche seiner Verbesserung angestellt? — Es ist eine besondere

[1] Briefe an Nicolovius. [2] Mit dem größeren Abstand von der Mutter verlieren die Formen ihre Lebenskraft. „Gleich den Pflanzen arten die Fakta aus, indem sie von ihrem Ursprung sich entfernen ... Die Religion eines Volkes muß in dem vollständigsten Zusammenhang mit der natürlichen, bürgerlichen, politischen und gelehrten Geschichte desselben studiert werden können; sonst ist kein wahrer Begriff von ihr möglich.“ Briefe über die Recherches phil. 1773.

Einbildung unserer heutigen Philosophen, daß sie glauben, durch gewisse Einfälle, die ihnen gekommen sind, würden sich die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur überwinden lassen. Vernunft hat der Mensch immer gehabt, und auch immer, wie jetzt, danach gehandelt, nichts weniger und nichts mehr; nur seine Lage, seine Umstände, folglich seine Leidenschaften sind nicht immer dieselben." (Flieg. Blätter.) Über Kants „Idee" schreibt er 1785 an Herder: „Jeder Fortgang zu einem besseren Zustand der Gesellschaft kann, als eine ganz unerhebliche Nebensache, bei der Bestimmung des Menschen gar nicht in Anschlag kommen; eben weil die Gattung, das ist die Natur des Menschen selbst dadurch nicht vollkommener werden kann." Eine Entwicklung kann also nur auf dem Gebiete der äußeren Dinge, im Pragmatischen, stattfinden; darin stimmt Jacobi mit Kants dermaligen Anschauungen überein. Der politischen Entwicklung setzt er zum Ziel: der reinen praktischen Vernunft in den Staatsverfassungen einen Leib zu geben.

Bestimmung der Gattung dagegen ist, wie er einst an Hamann schrieb, sich zu einem höheren Zustand hinaufzuorganisieren. Diese Organisation ist aber kein geschichtlicher, auch kein natürlicher Prozeß, sondern eine Art religiöser Erlösung durch Erkenntnis und Einleben ins Innere, in den Geist der Gottheit und Humanität. Im Brief an Schlosser von 1776 schildert er diesen Vorgang: „Das Wesen vernünftiger Naturen, ihr Trieb und eigentümlicher Affekt ist, aus dem Einzelnen herauszugehen und sich von Gattung zu Gattung, immer höher, bis zum ersten Ursprung zu erheben: immer das gegenwärtige Dasein aufzuheben im Hervorbringen eines höheren Daseins." Das höhere Dasein ist hier nicht eine geschichtliche Form, sondern ein erhöhtes Gottbewußtsein, eine höhere Liebe. Der Weg, auf dem es erreicht wird, ist eine religiöse-ethische Reinigung, eine Wiedergeburt. Diese Entwicklung, in der sich das Bewußtsein aus der Zeitlichkeit erhebt, verläuft also nicht in der Dimension des Zeitlichen, so wenig wie die umgekehrte, bei der neue Formen aus dem Lebensgrund ins Dasein treten. Doch muß die Wiedergeburt ihren Ausdruck in der Ethik und Geschichte finden.

Die geschichtsphilosophischen Anschauungen Jacobis haben ihren alleinigen Ursprung in seinen religiös-ethischen Grundsätzen, und erwachsen nicht aus einer Theorie der Natur. Darin unterscheidet sich Jacobi von Herder und von Kant, bei denen ethische und naturalistische Tendenzen um die Herrschaft in der Geschichtsphilosophie streiten. Aller Gehalt des gesellschaftlichen und geschichtlichen Lebens tritt aus dem inneren Lebensgrund ins Dasein durch die freitätige Persönlichkeit. Das Genie, ein Überschuß an Kraft, vollbringt die vorbildlichen und gesetzgebenden Handlungen. Aber die neue Idee trifft auf den Widerstand des Bestehenden, das um seine Selbsterhaltung kämpft; darum ist jeder Überschuß an Kraft revolutionär und führt immer zu einer Art Gewalttätigkeit und Unterdrückung: summum jus summa injuria. Im Woldemar besonders lehrt Jacobi, „daß sich eine Folge von heroischen Handlungen, ein Heldenleben, ohne alle Gewalttätigkeit schwerlich denken lasse, und ich frage: ob darum dem Heroismus schlechterdings solle der Stab gebrochen werden? — Was würde aus der Menschheit, wenn nicht von Zeit zu Zeit Heldengeister aufträten, um ihr einen neuen Schwung zu geben, ihr aufzuhelfen, sie zu erfrischen? Gerade durch diese Heroen wird das Leben der Sittlichkeit immer wieder neu geboren. ‚Das Her-

gebrachte — sagt der Kirchenvater Tertullian — hat unseren Herrn ans Kreuz geschlagen . . .' Selbstbestimmung, Freiheit ist die Seele der Natur, und auch — die erste Quelle aller Gesetze, Einrichtungen, Sitten und Gebräuche." In den äußeren Formen dagegen hat die Vergänglichkeit ihr Wesen: „man könnte sie die Fürstentümer des Todes — eines verborgenen, in äußerliches Leben eingekleideten Todes — nennen. Denn sie schränken das Lebendige ein, verzehren es, vertilgen es zuletzt und gehen mit ihm unter". Die Formen sind zwar notwendig, aber dem zeugenden Leben gegenüber sekundär. „Eine Form und Gestalt müssen alle Dinge haben, und einem Dinge die Gestalt nehmen, hieße soviel als es vernichten. Doch ist es nicht die Gestalt, was die Sache hervorbringt, sondern es ist allemal die Sache, die irgend eine Gestalt annimmt." (Zufällige Ergießungen.) So werden also Erschütterungen, Revolutionen im gesellschaftlichen Leben notwendig, um der Erneuerung und Wiedergeburt willen. Die Lehre der Revolution trägt Woldemar vor: „Das Verderbnis eines Zeitalters könne so groß sein, daß ihm gänzliche Verwandlung notwendig werde, die denn auch allemal, etwas früher oder später, mit heftigen Erschütterungen, und auf eine mehr oder minder gewaltsame Weise erfolge. Was unter solchen Umständen, wo die Laster gleichsam miteinander in einen bürgerlichen Krieg geraten, sich Heldenmut erlauben dürfe, könne nur auf der Stelle, unmittelbar durch Geist und Gewissen entschieden werden. . . . Die Moral selbst unterwerfe sich alsdann einer vorübergehenden Hemmung ihrer Gesetze, damit ihre Prinzipien erhalten würden." Die Kühnen „vertrauen dem Wort in ihrem Herzen mehr als irgend einem äußerlichen Wort". Unter diesem Gesichtspunkt würdigt Jacobi denn auch die französische Revolution: „Ich sehe die notwendige Entwicklung einer neuen Epoche der Menschheit. Gesetzmäßige Kinder der Zeit stehen in der Geburt, drängen sich zur Geburt, dem Scheine nach in sehr verkehrter Lage. Wie sie zur Welt kommen werden, ist ungewiß. Aber die Mutter ist unsterblich." („Zufällige Ergießungen" 1793.)

Die Entwicklungslehre Jacobis kennt also keine aufsteigenden, teleologischen Fäden, sondern das Auf- und Abwogen von Leben und Tod, von Absterben und Wiedererneuerung aus dem ewigen Lebensgrunde. Was sich aus diesem heraufdrängt, sind Meinungen, die um so größere Kraft besitzen, je unmittelbarer, unreflektierter sie sind; ihre Wahrheit liegt in ihrer Herrschafts- und Wirkungskraft. „Unter dem bergan laufenden großen Rad verstehe ich die mit dem Laufe der Zeit sich bildende, eine Epoche der Menschheit bezeichnende Meinung, welcher die Natur den Nachdruck gibt, und die sie durchsetzt. Unter dem herabrollenden Rade die Meinung, die schon nicht mehr ist, nicht mehr sein kann, weil die Wahrheit, die in ihr sein kann, weil die Wahrheit, die in ihr war, von ihr gewichen ist, und lauter Lüge sie erhalten müßte. — Wenn Altes untergeht und Neues aufkommt, so entsteht eine andere Mischung von Wahrheit und Irrtum, von Gutem und Bösem. Die beste Mischung — wer kann sie bestimmen? Es wäre ungereimt, es nur zu wollen. — Leider, eine sehr blutig gewordene Schwärmerei unseres Zeitalters."

Unter der „Meinung" versteht Jacobi den öffentlichen Charakter einer Nation oder eines Zeitalters, oder, wie Ranke sagt, „Kräfte des lebendigen Geistes, welche die Welt von Grund aus bewegen. Vorbereitet durch die vorangegangenen Jahrhunderte, erheben sie sich zu ihrer Zeit, hervorgerufen durch starke und innerlich

mächtige Naturen aus den unerforschlichen Tiefen des menschlichen Geistes. Es ist ihr Wesen, daß sie die Welt an sich zu reißen, zu überwältigen suchen[1]".

Forster und Fr. Schlegel beklagen den Mangel eines solchen deutschen Nationalcharakters, das Fehlen einer durch führende Schriftsteller geschaffenen öffentlichen Meinung. Von ihr lehrt Ranke: „Aus geheimen Quellen steigt sie auf und nährt sie sich; ohne vieler Gründe zu bedürfen. Durch unwillkürliche Überzeugung bemächtigt sie sich der Geister." Aber sie differenziert sich nach den jeweiligen Bedürfnissen und ist daher in stetiger Metamorphose begriffen. „Man muß gestehen, daß sie von den Bedürfnissen, von den Mängeln in der Regel ein richtiges Gefühl hat; davon aber, was auszurichten und ins Werk zu setzen wäre, kann sie ihrer Natur nach kein reines und festes Bewußtsein hervorbringen[2]".

Jacobi gibt, besonders in den „Zufälligen Ergießungen", eine Theorie der Meinung als der aus dem Mutterschoß des humanen Geistes emporringenden Kräfte oder Ideen. Die Lehre ist Vorläuferin der Rankeschen Geschichtsphilosophie wie der Fichte-Schellingschen Ideenlehre. „Die ursprüngliche Energie der Meinung ist das Leben selbst; ihre Gewalt ist die Gewalt der Wahrheit, die, in die Zeiten verhüllt, unwiderstehlich die Zeiten regiert." — „Alle Meinungen wurden im Schoße der Wahrheit empfangen; alle Wahrheiten im Schoße der Meinung." „Die höchsten Grundsätze, worauf sich alle Beweise stützen, sind unverkleidet bloße Machtsprüche, denen wir . . . glauben . . ., ursprüngliche, allgemeine, unüberwindliche Vorurteile." Die Lehre von der Meinung hängt aufs innigste zusammen mit der Lehre vom Glauben; sie gehören beide mehr dem Gebiete des Triebes, des Wollens als dem des Wissens an. „Darum ist jedem Menschen seine Meinung, mit Recht, die Wahrheit." „Daß jeder Mensch in dem, was ihm Wahrheit ist, sein Leben hat, hierin hat die Gewalt der Meinung ihren Ursprung." In der Meinung kommt das Unmittelbare, Gefühlsmäßige, der Lebenstrieb zum Ausdruck; darum ist sie das Prinzip der Personalität. Die Person ist der Träger der Macht, mit der sich die Meinung Geltung verschafft; es liegt darin ein antiintellektualistisches Geschichts- und Erziehungsprinzip. Der Held und der Erzieher wirken mehr durch das unmittelbare Vorbild, das sie geben, als durch Gründe und rationale Beweise. Die Folge dieses Individualismus ist aber eine gewisse Skepsis und ein ausgesprochener Relativismus gegenüber den äußeren Formen und der rationalen Wahrheit. „Wie die Gottheit selbst, ist die Wahrheit überall und nirgends; Alles und Nichts von allem." Hier ist die Quelle seiner Duldung der Meinungen und Wahrheiten anderer. Das Prinzip ist nahe verwandt Hamanns geliebtem Grundsatz der coincidentia oppositorum, dem Einen Geiste in allen Gegensätzen, in aller Differenzierung. Auf dieser metaphysischen Grundlage schaffen Hamann, Jacobi, W. v. Humboldt und Ranke einen Typus der Geschichtsphilosophie, welcher die teleologische Entwicklungskonstruktion ablehnt. Diese hat in den Arbeiten Herders und Lessings bis auf Hegel ihre klassische Ausbildung erfahren und die andere weniger zur Geltung kommen lassen; vielleicht wird die Zukunft aber urteilen, daß hier die tiefere Erfassung des geschichtlichen Prozesses vorliegt. Neben der Geschichtsdarstellung Rankes, dessen berühmte Objektivität nichts anderes ist als die Anwendung des Relativitätsprinzips, der Coincidentia

---

[1] Geschichte der Päpste. [2] Geschichte der Päpste.

oppositorum, hat diese Metaphysik des humanen Geistes die trefflichste Probe ihrer Brauchbarkeit für die Wissenschaft abgelegt in Humboldts Sprachphilosophie.

Die Hauptmomente dieser von Plato ausgehenden, aber auf einen neuen Boden verpflanzten Ideenlehre sind der allem zeitlichen Geschehen gleichmäßig zugrunde liegende, immer gleiche und gleich vollkommene geistige oder göttliche Urgrund, der keine Entwicklung in sich kennt, die Auswirkung dieses Grundes in den alogischen, voluntaristischen Teilen des Bewußtseins, der Individualismus, die Lehre vom Genie, der Relativismus aller Gestalten und Wahrheiten innerhalb der geschichtlichen Erscheinung. Das metaphysische Prinzip, das dem Werden und Vergehen zugrunde liegt, ist zeitlos; es ist wesentlich Drang zur Objektivierung, nicht aber ein fertiger, logischer und teleologischer Plan, darum im Gang der Entwicklung auch nicht ein Fortschritt zu einer Vollkommenheit am Ende zum Ausdruck kommt. Sondern der zugrunde liegende Gehalt ist immer in gleicher Vollkommenheit, und die Erscheinung immer eine bedingte Ausgestaltung dieses Wesensgehaltes. Als höchste Selbstdarstellung des Gehalts gilt die schöpferische und vorbildliche Handlung, deren niedere Vorstufe die öffentliche Meinung ist, die der Art nach dasselbe erstrebt und Wirkung derselben Idee ist wie die schöpferische Handlung. Den Vertretern des Enthusiasmus des Logischen und der entsprechenden teleologisch-rationalistischen Geschichtskonstruktion ist diese Lehre in den meisten Punkten ein Ärgernis: der Subjektivismus des „bloßen Meinens“ hat von Hegel schärfste Kritik erfahren. Grundzug der teleologischen Geschichtslehre ist der Glaube an eine absolute Wahrheit, die dereinst in vollkommener und rationaler Gestalt in die Erscheinung treten werde. Im Hinblick auf diese Vollkommenheit, das Endziel der Entwicklung, wird der Geschichtsverlauf als ein Fortschritt konstruiert, an dem auch der bewußte Geist beteiligt ist. Das absolute Endziel ist ein Wissen, das Instrument des Fortschritts das logische Erkennen, dem der Relativismus und Subjektivismus ein Greuel ist. In der Tat kommt aber gerade in diesem Glauben an die Absolutheit der Wahrheit und des Endziels in der Fassung, die ihr der jeweilige Philosoph gibt, auf Grund deren er sich als den objektiv denkenden Bevollmächtigten des Absoluten fühlt, der versteckte Subjektivismus zutage. Die Absolutheit einer Wahrheit erwiese sich darin, daß ihr alle Menschen schlechthin, sobald sie ausgesprochen wäre, zufallen müßten. An die Absolutheit philosophischer Wahrheiten haben aber bis jetzt bloß die Entdecker und ihre Schüler geglaubt, in welchem Glauben sie allerdings ihre Stoßkraft besaßen. Dagegen haben jene Skeptiker der absoluten Wahrheit, die Relativisten und Subjektivisten, eine allgemeinere Wahrheit und Objektivität des historischen Sinnes erlangt, die eine Einbuße an subjektiver Wirkungskraft bedeutet. So verkehren sich die Standpunkte.

Letzten Endes tut der Rationalist mit seiner Konstruktion der Geschichte in der Breite und dem Reichtum ihres Geschehens Gewalt an; dafür behält er die Instinktsicherheit des Wollens, der bestimmten Zielgebung und wird damit, sofern der seiner Geschichtsphilosophie stets einwohnende fatalistische Zug nicht wie bei Hegel und seinen Schülern überwiegt, zu einer geschichtsbildenden Macht. Während ästhetisch empfängliche Gemüter, wie Jacobi und seine Nachfolger, wohl durch ihren Relativismus hindurch die Eigenart der Zeiten, Völker und Persönlichkeiten zu würdigen vermögen, indem sie in aller Erscheinung den ewigen Kern

und Gehalt erblicken: ihnen aber ist eigen, daß sie den Dingen gegenüber schließlich die Hände in den Schoß legen und dem Gott in der Geschichte anheimgeben, zu machen, was er für gut finde, sich selbst aber die Rolle des Zuschauers und der nachherigen Rechtfertigung vorbehaltend. So steht die Frage nach dem Vorteil und dem Schaden der historischen Betrachtung schon an der Wiege des historischen Sinnes.

Weiter gefaßt wiederholt sich hier in neuer Fassung jener uralte Gegensatz zwischen heraklitischen Geistern, denen das Dasein Bewegung, Geschehen, Aufgabe, Kampf und Gegensatz ist, und jenen Eleaten aller Zeiten, deren Trieb und Schauen sie aus der Bewegtheit in die göttliche Zeit- und Raumlosigkeit führt: Mönche der Erkenntnis, die dem Leben aus dem Wege gehen, indem sie ein ästhetisches Spiel aus ihm machen.

Gegenüber dem Optimismus der Entwicklungsphilosophie denkt Jacobi im letzten Grunde pessimistisch über die Geschichte; aber seine Anschauung ist beträchtlichen Schwankungen unterworfen. Am Ende seiner Wirksamkeit steht das stärkste Bekenntnis zum Pessimismus: „Unverkennbar zeigt sich im gesamten Menschendasein und seiner Geschichte eine schwer zu lösende Verkehrung und Ausartung des Ursprünglichen. Der Mensch, nach Gottes Ebenbild geschaffen, sinkt von seiner Höhe; seine Gedanken, die am Anfang nur auf Gott und göttliche Dinge gerichtet sind, schweifen abwärts ins Leere und Irre. . . . Das Übel ist da, nach aller Zeugnis, das höchste Gut ist verloren, die Tugend schwach, die Religion ausgeartet." Es spricht Überdruß und Enttäuschung aus diesen Worten. Sollte er damit wirklich einen geschichtlichen Vorgang gemeint haben gleich Rousseau? Jedenfalls entspricht nach Jacobis sonstiger Anschauung einem jeden solchen Sündenfall der Menschheit eine Erneuerung und Wiedergeburt im Geiste, aus der eine bessere Epoche hervorgehen kann. Dem gibt die Lehre Ausdruck, welche Jacobi den Woldemar vortragen läßt: „Alle Veränderungen, die mit der Menschheit vorgingen, veränderten nur hie und da ihr äußerliches Ansehen, ohne jemals ihre Art zu verändern, und dem Sittlichen über das Unsittliche wirklich die Oberhand zu verschaffen. Der große Haufe der Menschen blieb in demselben Grade eigensüchtig, gewalttätig, tierisch — von Herzen lasterhaft. . . . Kurz, die Menschen im Durchschnitte sähen es für ihren Vorteil an, dem besseren Teile ihrer selbst, der eigentlichen Humanität, allen möglichen Abbruch zu tun, und ihre Brutalität in Freiheit zu setzen. Da es immer so gewesen wäre und nach seinem Urteil immer so bleiben würde, wenn nicht in dem Wesen selbst des Menschen eine Veränderung vor sich ginge, wodurch das Verhältnis seiner Neigungen und Kräfte umgekehrt würde: so hatte er aus voller Überzeugung wider die zu hohe Meinung seiner Freunde von den vergangenen Zeiten sich auflehnen und die gegenwärtige Periode als — vielleicht — mit besseren Dingen schwanger in Schutz nehmen können. Denn der sittliche Trieb im Menschen könnte zu wirken und in Absicht auf das Ganze der Menschheit sich tätig zu beweisen nicht aufhören: er wäre die wahre eigentliche Menschenenergie, Gott im Menschen." Es sind doch im wesentlichen innere Vorgänge, die Jacobi dabei im Auge hat. Die Zukunftshoffnungen auf ein goldenes Zeitalter, als dessen Vorboten besonders die materialistisch denkenden Vorboten des Sozialismus mit ihrer Gleichheitslehre im achtzehnten Jahrhundert auftraten, ironisiert er ähnlich wie Galiani: „Das goldene Zeitalter

jener Verkünder dürfte also wohl noch erscheinen, und neue, bisher nie gewesene Verfassungen mit sich bringen; vollkommene, unveränderliche, feste, wie jene — der Ameisen und Bienen. Einigermaßen ein Vorbild dazu haben wir bereits in China; und es ist als solches von europäischen Philosophen auch schon mehrmals angepriesen worden."

Die wenigen sprachphilosophischen Äußerungen Jacobis sind von geringem Belang; bemerkenswerter sind einige mit den Grundsätzen zusammenhängende Anschauungen über Erziehung am Ende des Spinozabüchleins. Sie gründen sich auf den Satz, „daß die Handlungen der Menschen nicht sowohl aus ihrer Philosophie müssen hergeleitet werden als ihre Philosophie aus ihren Handlungen; daß ihre Geschichte nicht aus ihrer Denkungsart entspringe, sondern ihre Denkungsart aus ihrer Geschichte". So kann er fragen, ob die lebendige Philosophie je etwas anderes sein könne als Geschichte. Es folgt daraus: „Wie die lebendige Philosophie, oder die Denkungsart eines Volkes, sich aus seiner Geschichte oder Lebensweise ergibt, so ergibt sich seine Geschichte oder Lebensweise aus seinem Ursprunge, aus hervorgegangenen Anstalten und Gesetzen. Alle Geschichte geht in Unterricht und Gesetz vorwärts aus, und alle Bildung der Menschen schreibt sich von ihnen her. Nicht von Vernunftsgesetzen oder rührenden Ermahnungen, sondern von Anweisung, Darstellung, Vorbild, Zucht, Hilfe, Rat und Tat, Dienst und Befehl." Die Kinder gehorchen dem Ansehen. „Der Verstand beim Menschen kommt überall nur hintennach." Handlung ist immer der Erkenntnis gegenüber das Erste. „Auf diese Weise hat ein jedes Zeitalter, wie seine eigene Wahrheit . . . ebenso auch seine eigene lebendige Philosophie, welche die herrschende Handlungsweise dieses Zeitalters in ihrem Fortgange darstellt." Geschichte ist also die ursprüngliche, instinktmäßige und unreflektierte Äußerung des humanen Geistes; die Erkenntnis bestimmt nicht ihren Gang, sondern ist von diesem bestimmt: sie erhebt die unbewußten Triebe in die Helle des Bewußtseins.

STREIFLICHTER

Der Appellations-Gerichtsrat Abg. Dr. August Reichensperger, der ein hochgebildeter, auch künstlerisch sehr interessierter und kenntnisreicher Mann war, fand in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in dem Hause eines Grobschmiedes eine Lade, die das ganze Archiv der Steinmetzenzunft von Trier enthielt. Die Lade selbst war aus dem 17. Jahrhundert und mit einigen Gewerk-Emblemen sowie mit den Köpfen der vier Gekrönten geziert. Von dem Inhalt hatte der Schmied leider schon einen Teil der unersetzlichen Pergamentrollen zum Ausbessern seines Blasebalges verbraucht, aber es waren doch noch eine ganze Menge Akten vorhanden, die nun verwahrt sind. Unter den geretteten Sachen befindet sich das Steinmetzen-Protokollbuch von 1670-1721. Dieses führt den Titel: Protokollum institutum ipso die Johannis Baptistae 1670 a me Joanne Christophoro Orth lapicidarum Praefecto. Also hier erscheint wieder Johannes der Täufer als Schutzpatron, nicht wie auf der Lade die vier Gekrönten; an seinem Tage beginnt gleichsam das Neujahr der Trierer Steinmetzen, an seinem Tage ist die große Versammlung und da beginnt das neue Protokollbuch. Das stimmt mit der Kölner Urkunde überein. Immer mehr Spuren weisen darauf hin, daß es in Deutschland

neben dem in Straßburg organisierten Steinmetzen-Verbande, der die vier Gekrönten verehrte, noch einen zweiten flandrisch-niedersächsischen Verband gab, der den heiligen Johannes als Patron hatte. Wolfstieg

Fichte und wir.[1] — In meiner Jugendzeit, als ich Student war, zuckte man mit den Achseln, wenn jemand von Fichte, Schelling oder Hegel sprach: überwundene Spekulation! Wir litten an einer furchtbaren Überschätzung des Wertes, wenn nicht der Naturwissenschaften, so doch der naturwissenschaftlichen Methode. Seit 8 Jahren ist nun Fichte wieder der Mann des Tages, der Modephilosoph. Zunächst namentlich wegen seiner nationalen Marke; Fichte ist der Deutsche, wie er sein soll. Aber man hat dadurch ihn wieder besser kennen und einschätzen gelernt. Es ist wahr: sein Denksystem ist doch ein stolzer, schöner und imposanter Bau. Ich habe das nie so empfunden, als bei der Lektüre dieser Vorlesungen von Hermann Schwarz, da sie es verstehen, nicht nur den Grundriß des Ganzen der Fichteschen Philosophie wundervoll klar darzustellen, sondern auch die Fäden aufzuweisen, die uns mit ihm verbinden. Wir Comeniusleute fühlen uns mit Fichte ein wenig geistig verwandt; in der Tat führt ein Band von Ekkehart über Jacob Böhme bis zu Comenius, Fichte und zu uns; Schwarz weiß es mit scharfer Parallelisierung aufzuzeigen. Der Verf. tut aber mehr: indem er uns mit klugem Scharfsinn in den Fichteschen Begriffen und dem Gange seiner Denkarbeit die eigentlichen Grundpfeiler der Philosophie des Philosophen darlegt, versteht er es zugleich, uns für den Denker und seinen Gott, wie er ihn auffaßt, zu begeistern. So wird die Wertung der Fichteschen Philosophie zu hoch, so daß ich fürchte, wir werden bald einen Rückschlag bekommen. Ja, dieser ist eigentlich schon da. Ich habe neulich Kerlers Fichtebuch an dieser Stelle besprochen; es ist das eine Kritik der Fichteschen Gedanken, die, wie ich sagte, zu scharf war, so daß sie Fichte nicht gerecht wurde. Schwarz führt uns nun ein wenig zu weit nach der anderen Seite: man vergißt über der Lektüre seines Buches ganz, daß wir doch die reine Spekulation in Fichtes Denkarbeit vor uns haben. Aber imposante Arbeit, die Schwarz in ein wundervolles Licht zu setzen weiß. Ich habe viel aus seinem Buche gelernt und danke dem Verfasser. Wolfstieg

Ich halte es für meine Pflicht, die Mitglieder der Comenius-Gesellschaft, welche sich nicht nur für den pädagogisch-volkserzieherischen Teil der Aufgabe derselben, sondern auch für den geistesgeschichtlichen Teil ihrer Aufgabe interessieren, auf die im vorigen Jahre bei Hinrichs in Leipzig erschienene dritte Auflage von Alfred Jeremias: Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients hinzuweisen. Das Buch enthält nicht nur eine Fülle von Tatsachen, sondern auch eine Menge von Anregungen. Prachtvolle Register erleichtern die Benutzung des Werkes. Bei dieser Gelegenheit möchte ich einmal die Frage an unsere kleine Gemeinde richten, ob sich denn niemand findet, der bereit ist, Kellers Ēao-Oannes-Studien zu revidieren und fortzusetzen? Auch dafür birgt dieses Buch einiges Material. Es wäre eine Ehrenpflicht der C.-G., gerade diese Studien nicht als Torso liegen zu lassen. Keller selbst hat auch eine ganze Menge Material dafür noch hinterlassen, das jetzt in der Handschriften-Abteilung der Kgl. Bibliothek sich befindet. Der Fortsetzer könnte diese Vorarbeiten benutzen. Nur müssen bei der Neubearbeitung die methodischen Fehler Kellers vermieden werden, die die fleißige und gelehrte Arbeit meines verstorbenen Freundes etwas beeinträchtigten. Wolfstieg

---

[1] Sechs Vorlesungen, gehalten auf der Lauterberger Weltanschauungswoche von Hermann Schwarz, 2.—7. Oktober 1916. Osterwieck und Leipzig 1917, Zuckfeldt. 111 S. 8°. M. 2,—, kart. M. 2,40.

Über die Bedeutung des Wortes freemason herrscht noch immer Streit. Früher hatte man angenommen, daß der Ausdruck mit dem Material zusammenhänge, dem freestone, den der freemason bearbeitet, einen weichen, für künstlerische Formung sehr brauchbaren Stein. Indessen bezeichnet das Lexikon der philologischen Gesellschaft in London (A new English Dictionary . . . ed. by James A. H. Murray, Bd. IV, 1901, S. 526/27) diese Etymologie als weiterer Beachtung unwert. Es gibt außerdem drei Ansichten über die Herleitung des Wortes. 1. die von Gould und Hughan: ein freemason ist ein Mann, der free ist of the Masons' Company oder Masons' Guild. Das ist aber nicht haltbar, da schon seit dem 13. Jahrhundert in London wenigstens — und wahrscheinlich auch in anderen großen Städten, wie Sonnenkalb nachwies — die freemasons in einer Gilde incorporirt waren und weil auch andere Gewerke, die nachweislich zünftig organisiert gewesen sind, sich „free" nennen, so die Free-Carmen, Free Watermen, Free Carpenters, Free Fishermen usw. Speth hat nun (in: Ars quatuor Coronatorum, Bd. 10, S. 11 ff.) die Ansicht verfochten, daß freemason einen Steinmetzen bezeichnete, welcher frei ist von den lokalen städtischen Kontrollbehörden, weil sie in der Freiheit der Kirche lebten, einmal als Laienbrüderschaft, dann aber als Werkleute der Kirche. Aber auch das ist nicht haltbar, weil es offenbar den Tatsachen widerspricht; die Steinmetzen in England unterstanden seit dem 13. Jahrhundert tatsächlich der städtischen Kontrolle und waren als freemasons nicht etwa den Bürgermasons oder dergleichen entgegengesetzt, sondern den rough masons, also Steinmetzen, die die rohen Steine brachen und zu kubischen, runden usw. Gebilden zurecht hauten. Eine dritte Hypothese ist die von Murray in dem vorgenannten Lexikon, daß der Ausdruck freemason sich auf die mittelalterliche Praxis beziehe, daß man geschickte Künstler von allen störenden Gesetzen und Verordnungen bezüglich der Freizügigkeit befreite, damit sie ihre Dienste den großen Bauwerken widmeten, welche in Arbeit waren. Aber warum denn free bakers und free vintners? Das paßt also auch nicht. Es muß das Wort wegen des Gegensatzes von rough mason mit der Arbeit der Leute zusammengehangen haben. Free hießen an sich alle Gewerke, welche freemen der Stadt waren und Teil am Marktverkehr hatten, also keine Hörigen unter sich zählten. Dann aber hätten sich die rough masons auch freemasons nennen können! Gewiß, ohne weiteres, aber sie nannten sich nicht so, weil, als das Gewerk der rough masons sich von den masons abzweigten, schon freemasons vorhanden waren. Diese aber betonten das free, weil sie am free stone arbeiteten, d. h. am frei stehenden Stein, Kapitälen, Fenster-Maßwerk usw. Wolfstieg

LITERATUR-BERICHTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT
HERAUSGEGEBEN VON
FERDINAND JAKOB SCHMIDT
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

IX. Jahrg. Berlin, im November 1917 Nr. 5

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des August und September. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw., sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55

COMENIUS-GESELLSCHAFT, Die: Über Bücherauswahl.

An dem letzten Diskussionsabend der Comenius-Gesellschaft ist die Frage der Bücherauswahl in den Volksbibliotheken behandelt worden, wobei das Problem so festgestellt wurde: Ist es zulässig, daß in den Volksbibliotheken, d. h. für öffentliche Gelder eine zwar unschädliche, aber minderwertige Literatur, z. B. Karl May, Marlitt, Eschstruth usw., gehalten und ausgeliehen wird, um dem Geschmack des weniger Gebildeten und dem Bedürfnisse der abgearbeiteten Leute entgegenzukommen? Zu eben dieser Frage veröffentlicht nun der Bibliothekar der Leipziger Volksbibliothek, Walter Hofmann, im Juliheft 1917 des „Deutscher Wille" einen bemerkenswerten Aufsatz, in dem er ausführt, daß die Volksbibliothek allein die doppelte Aufgabe der positiven Volksbelehrung und Aufklärung und zweitens der Seelen-, Gemüts- und Phantasiebildung des Volkes habe, daß sie aber alles andere, was nicht zur Lösung dieser Aufgaben dient, von sich abweisen müsse, so bestechend es auch sei, dem danach dürstenden Volke diese Pseudoliteratur als Gifttrank oder Surrogat darzubieten. Das Volk nimmt auch die wirklich erlebten Bücher, wenn es keine anderen bekommen kann, unter der Voraussetzung allerdings, daß der Führer in diese schöne Welt der Dickens, Rosegger, Freytag usw. da ist, daß also zwischen Bücherschatz und Leserschaft der lebendige Mensch, d. h. der Bibliothekar steht, der sich liebevoll in Bedürfnisse und die Aufnahmefähigkeit seiner Leser versenkt und ihr mit Rat und Tat, taktvoll leitend und führend, zur Seite stellt. Ganz meine Meinnug! Wolfstieg

HARNACK, ADOLF v.: Aus der Friedens- und Kriegsarbeit. Gießen, Alfred Töpelmann, 1916.

Ein neues Werk von Harnack wird von der gebildeten Welt stets mit Freuden begrüßt werden. Es breitet sich ein eigener Zauber über diese Schriften, und man ist in Verlegenheit, was man mehr rühmen soll, die Fülle und Kraft des geistigen Inhaltes oder die vollendete Meisterschaft des Stiles. Offenbar ist es eben beides in seiner Verbindung, was diese seltene Wirkung ausübt. Dabei fordert Harnack mit seinen Darlegungen nicht selten zum Widerspruch heraus; aber selbst dadurch findet man sich höchlichst gefördert, weil er uns stets neue, in die Tiefe führende Fragestellungen an die Hand gibt und über allen erstarrenden Dogmatismus hinausleitet. So ist es auch mit dem vorliegenden Bande seiner Reden und Aufsätze. Er enthält drei Abschnitte: „Aus

der Geschichte des Christentums und der Kirchen", ferner „Aus der Kultur- und Wissenschaftsgeschichte" und drittens „Aus dem Weltkriege". Jedes dieser Stücke ist eindrucks- und bedeutungsvoll. Soll ich aber Einiges besonders hervorheben, so wäre zu nennen die Abhandlung „Über den Ursprung der Formel Glaube, Liebe, Hoffnung"; ferner die Erörterungen „Griechische und christliche Frömmigkeit am Ende des 3. Jahrhunderts", „Die Höhepunkte in Augustins Konfessionen", „Der Geist der morgenländischen Kirche im Unterschiede von der abendländischen", „Die Askese", „Über wissenschaftliche Erkenntnis", „Protestantische Kultur". Aber auch die übrigen Stücke bieten einen Reichtum von Gedanken und Anregungen, daß wir uns freuen müssen, sie hier in einem Bande zusammengestellt zu sehen. So dürfen wir denn erwarten, daß sich auch diese Darbietung Harnacks viele Freunde und Leser erwirbt.

Ferd. Jak. Schmidt

METZGER, O., gen. HÖSCH: Die Fortbildungsfrage im höheren Lehramt. — SPECK, J.: Die wissenschaftliche und pädagogische Weiterbildung der akademisch gebildeten Lehrer. — SIEBOURG, M.: Die innere Weiterbildung unserer höheren Schulen. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig.

Das Erscheinen von drei Broschüren, die trotz der verschiedenen Titel den gleichen Gegenstand behandeln, in einem Jahr, beweist, daß das Problem, an das sie herangehen, im Mittelpunkt des Interesses steht. Das ist ein erfreuliches Zeichen für die Regsamkeit des Oberlehrerstandes, der ja erst eben durch eine neue Prüfungsordnung, an der seine Vertreter mitgearbeitet haben, für seinen jungen Nachwuchs gesorgt hat. Seine Bemühungen, nun auch freie Bahn für die seiner Standesangehörigen zu schaffen, die schon im Amte sind, haben bereits in der Paulsenstiftung Gestalt gewonnen, die alle Zweige der Fortbildung der Oberlehrer planmäßig zu fördern sucht; sie haben weiter im Kriege zur Schaffung des „Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht" geführt, das hauptsächlich das Vorlesungswesen für den gesamten Lehrerstand pflegt, aber auch durch Sammlungen und eine Bücherei die Fortbildungsbestrebungen unterstützt.

Was nun den Inhalt der drei Broschüren betrifft, so erfolgt die Begründung der Forderung bei Speck vom historischen Gesichtspunkt aus: er weist darauf hin, daß zuerst auf der Schulkonferenz von 1890, dann auf der von 1900 der Gedanke der Fortbildung angeregt wurde und führt das darauf zurück, daß infolge der Ausgestaltung unseres Schulwesens im Sinne der Zurückdrängung des Gymnasiums und der Gleichstellung der drei Typen, das Ganze eines Mittelpunktes entbehre, der früher im Humanismus gelegen habe. Er sieht deshalb die Aufgabe der Zukunft darin, alle Einzelbestrebungen zusammenzufassen und von einem gemeinsamen Mittelpunkt aus zu fördern. Hösch findet nach einem kurzen historischen Überblick das Hauptproblem in dem scheinbaren Auseinanderfallen von wissenschaftlicher und pädagogischer Fortbildung. Die Lösung liegt für ihn in dem Vertrautwerden der Lehrer mit der Philosophie, und zwar mit ihren sämtlichen Zweigen zur Erarbeitung der Fähigkeit, bei genauester Kenntnis der Einzelheiten doch immer die großen Gesichtspunkte aus den Dingen herauszuholen und sie der Jugend vorzuführen. Siebourg endlich betont die Abhängigkeit der höheren Schule überhaupt von der Wissenschaft. Er weist im einzelnen nach, daß in jedem Fach die Schule der Universität folgt und muß infolgedessen die Forderung aufstellen, daß der Oberlehrer, der sich weiterbilden will, in erster Linie den Zusammenhang mit der Wissenschaft wiederherstellen oder erhalten muß.

Nach Aufstellung dieser Ziele behandelt Speck die Frage mehr klassifizierend: er zählt die einzelnen schon vorhandenen Bildungsmittel auf und legt dar, wie sie weiter ausgebaut werden können; dann zeigt er, wie man den Bedürfnissen der Einzelwissenschaften entgegenkommen kann. Hösch faßt die Sache mehr vom Subjekt aus: ihm ist die innere Ausgestaltung der Persönlichkeit des Lehrers die Hauptsache und deshalb erklärt er gleich im Anfang: „Kern und Stern der wissenschaftlichen Weiterarbeit ist", um wieder mit den Worten Oskar Jägers zu reden, „die einsame Arbeit". Daher zieht seine Darstellung allmählich immer größere Kreise um dieses Zentrum, wobei er scharf zwischen wissenschaftlicher und pädagogischer Weiterbildung scheidet. Er betrachtet die Hemmungen und Schwierigkeiten, die sich im Amt ergeben, gibt die Mittel zu ihrer Überwindung an und wendet sich dann den Mitteln zu, dem Buch, der Zeitschrift. Hier ist nach meinem Dafürhalten sein Gedanke der Gründung einer Zeitschrift für die Weiterbildung der Oberlehrer abzuweisen. Er erinnert, um den Vorschlag schmackhaft zu machen, an die „Geisteswissenschaften", die vor Jahren erschienen, aber bald eingingen. Abgesehen davon, daß das eine nicht sehr gute Empfehlung ist — denn es soll doch ein lebensfähiges Organ werden — glaube ich auch, daß die Richtungen, in denen die Weiterbildung der einzelnen verlaufen soll, viel zu weit auseinandergehen, als daß eine Zeitschrift sie zugleich alle befriedigen könnte. In dem nun folgenden Kapitel über Wesen und Wege der pädagogischen Weiterbildung, entwickelt er zunächst seine Stellung zur Pädagogik überhaupt und tritt dann warm für eine größere und tiefere Vorbildung der Kandidaten in der Pädagogik ein: diese ist ja nun durch die soeben erschienene Prüfungsordnung für das höhere Lehramt gewährleistet. Er weist dann darauf hin, daß in der Erziehung das Hauptstück die Selbsterziehung ist und findet so wieder auch in diesem Teile die „Einsame Arbeit" als das Wesentlichste. Sämtliche moderne Strömungen, soweit sie überzeitlichen Wert haben, soll nach ihm der Pädagoge kennen und beurteilen können.

Siebourg endlich fordert wissenschaftliche Weiterbildung der Oberlehrer durch immer neue Berührung mit der Hochschule, durch Berufung nur solcher Lehrer zu Direktoren, die wissenschaftlich etwas geleistet haben und durch wissenschaftliche Eigenproduktion. Allerdings drückt er sich in bezug auf den zweiten Punkt sehr vorsichtig aus, und mit Recht. So sehr nämlich zu wünschen ist, daß Direktoren sich aus wissenschaftlich hervorragenden Oberlehrern rekrutieren, so bedenklich würde es erscheinen, wenn nur diese Produktion zum Maßstab der Würdigkeit gemacht würde. Siebourg selber tritt später für eine Befruchtung des Unterrichts durch das Leben ein: wie schlimm würde es an unseren höheren Schulen aussehen, wenn die Direktoren nur nach Maßgabe ihrer Gelehrsamkeit und nicht auch nach der praktischen Eignung ausgesucht würden. Schon heute findet man unter ihnen ab und zu Männer, die gar keine Fühlung mit dem täglichen Leben haben, so daß die von ihnen geführten Schulen sich immer mehr von den Bedürfnissen, denen sie entgegenkommen sollten, entfernen. Die Forderung würde also wohl auch im Sinne des Verfassers so lauten, daß zu Direktoren wissenschaftlich tüchtige Männer ausgewählt werden sollen, die Fühlung mit dem täglichen Leben und praktischen Blick sich bewahrt haben. Im übrigen stellt er dann nach Hervorhebung des Werts wissenschaftlich orientierten Unterrichts die Forderung, daß der Oberlehrerstand an praktischer Menschenkenntnis und sozialem Verständnis noch gewinnen solle — Forderungen, die man von Herzen unterschreiben möchte. Das Siebourgsche Buch will also, wie man sieht, aus dem Problem nur Ausschnitte geben.

Die drei Broschüren zusammen enthalten wertvolle Anregungen für die Oberlehrer. Jede für sich entrollt Seiten des Problems, die namentlich nach dem Kriege zu Weiterbildungen führen können. Wenn man nach der Lektüre vielleicht den Eindruck hat, daß die Anregungen etwa zu einer Reglementierung der Fortbildung der Oberlehrer

führen könnten, so wird der gesunde Sinn unserer Unterrichtsverwaltung es gewiß auf einem Gebiete nicht zum Zwange kommen lassen, das wie kein anderes gerade dem Zwange entzogen bleiben muß. Von ihr darf man fordern, daß sie, soweit immer möglich, Mittel bereit stellt, die eine tüchtige Fortbildung überhaupt erst möglich machen — denn ohne Mittel kann der einzelne sich selber schwer helfen. Aber die Fortbildung selber, die Art, wie der einzelne an sich arbeitet, soll ein Mittel sein, um die Tüchtigen — sagen wir die wirklichen Lehrer — von den Untüchtigen zu unterscheiden, um so mehr muß der einzelne in voller Freiheit über sich und seine Zeit verfügen können.

Paul Hildebrandt, Berlin-Westend

SCHWARZ, GOTTFRIED: Hat Jesus falsch prophezeit? Darmstadt: Selbstverlag 1916. 16 S. 8°. M 0,25.

Schwarz versucht einige Stellen des Matthäus-Evangeliums (16, 28; 24, 34) zu deuten und kommt unter Polemik gegen Theologen, welche wähnen, daß Jesus sich mit seiner Prophezeiung einer Wendung der Dinge in kürzester Zeit arg getäuscht habe, zu dem Resultat, daß diese Ausleger das Wort Geschlecht (genea) falsch verstanden haben, indem sie es in dem Sinne von jetziger Generation gebrauchen. Jesus habe nichts gesagt über die Zeit der Erscheinung des Menschensohnes, sondern habe nur angekündigt, daß der Herrschaft der Heuchler ein Ende gemacht werden wird durch Zusammenbruch des äußerlichen Gottesreichs und durch kraftvolles und herrliches Hervortreten des Reiches des Geistes. Wolfstieg

GOTTFRIED SCHWARZ: Ist er es? Die Dichtung von R. H. Bartsch. Er. Ein Buch der Andacht, Darmstadt: Selbstverlag (1917). 32 S. 8°. M 0,40.

R. H. Bartsch hat das große Wagnis unternommen, eine Christus-Novelle zu schreiben, gleichsam um Jesus über sich selbst hinauszuführen. Erstanden vom Scheintode, kommt der Heiland nach Italien, wo er mit einer römischen jungen Dame, Placida, und einem germanischen Chatten geistige Erlebnisse hat, teils in Rom, teils in der Einsamkeit der Berge. Die Dichtung prüft Schwarz auf ihren inneren Gehalt und in Vergleichung mit den Aussprüchen Jesu in den Evangelien und findet sie zu leicht und oft nicht verständlich. Diese sanfte geistige Polemik von einiger Tiefe wirkt anregend und aufklärend. Wolfstieg

SCHWARZ, GOTTFRIED: Jesus Christus, der Geistesmensch. 3. Aufl. Darmstadt: Selbstverlag o. J. (1917). 32 S. M 0,20.

Es ist eine klare, schöne, kleine Propagandaschrift, die vor mir liegt. Der Verf. ist offenbar ein frommer Mann, der, überzeugt von der befreienden Tat Jesu, sein Missionsamt in der Kraft seiner lebendigen Erfahrung und seiner inneren Erkenntnis, daß Christus den Gottesgeist in sich aufgenommen, entwickelt und offenbart hat, hier ausübt. Ein wenig Rationalismus, aber geistig-innerlicher, von Gemüt und Glauben durchtränkter, beseelt den Verfasser. Der Nazarener ist der große Geistesmensch, dessen Wirken schließlich zu einem allgemeinen Siege des Geistes der Freiheit und Gerechtigkeit, zu einem Siege des Reiches des Geistes gegen ein äußerliches Reich der Macht und der Gewalt führen muß. Wolfstieg

Gesamtvorstand der Comenius-Gesellschaft

Ehrenvorsitzender:

Heinrich, Prinz zu Schönaich-Carolath, M. d. R., Schloß Amtitz

Vorsitzender:

Dr. Ferdinand Jakob Schmidt,

Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Berlin

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Kgl. Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Wolfstieg, Berlin

Ordentliche Mitglieder:

Prediger Dr. **Appeldoorn**, Emden. Dr. **Ferdinand Avenarius**, Dresden-Blasewitz. Direktor Dr. **Diedrich Bischoff**, Leipzig. Oberlehrer und Dozent Dr. **Buchenau**, Charlottenburg. Geheimrat Prof. Dr. **R. Eucken**, Jena. Stadtbibliothekar Prof. Dr. **Fritz**, Charlottenburg. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Dziobek**, Charlottenburg. Direktor Dr. **E. Goebel**, Marnheim i. d. Pfalz. Professor **G. Hamdorff**, Görlitz. Frl. **Maria Keller**, Charlottenburg. Dr. **Arthur Liebert**, Berlin. Professor Dr. **Nebe**, Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums, Templin. Seminar-Direktor Dr. **Reber**, Erlangen. Stadtschulrat Dr. **Reimann**, Berlin. Staatsrat, Ministerialdirektor a. D. Dr. **E. v. Sallwürk**, Karlsruhe. Generalleutnant z. D. **von Schubert**, M. d. Abg.-H., Berlin. Verlagsbuchhändler **Alfred Unger**, Berlin. Schulrat **Waeber**, Berlin-Schmargendorf. Professor Dr. **W. Wetekamp**, Direktor des Werner Siemens-Realgymnasiums, Schöneberg.

Stellvertretende Mitglieder:

Geh. Baurat **Brettmann**, Berlin-Frohnau. **Eugen Diederichs**, Verlagsbuchhändler, Jena. Dr. **Gustav Diercks**, Berlin-Steglitz. Dr. **Jan van Delden**, Gronau i. W. Professor Dr. **Eickhoff**, Remscheid. Geh. Sanitäts-Rat Dr. **Erlenmeyer**, Bendorf a. Rh. Oberlehrer Dr. **Hanisch**, Charlottenburg. Prof. Dr. **Rudolf Kayser**, Hamburg. Kammerherr Dr. jur. et phil. **Kekule von Stradonitz**, Gr.-Lichterfelde bei Berlin. Geh. Reg.-Rat Dr. **Kühne**, Charlottenburg. Chefredakteur **von Kupffer**, Berlin. Direktor Dr. **Loeschhorn**, Hettstedt a. H. Professor Dr. **Möller**, Berlin-Karlshorst. Dr. **Mosapp**, Schulrat, Stuttgart. D. Dr. **Josef Müller**, Archivar der Brüdergemeinde, Herrnhut. Dr. med. **Otto Neumann**, Elberfeld. Prediger **Pfundheller**, Berlin. **Anton Sandhagen**, Frankfurt a. M. Dr. **Ernst Schultze**, Hamburg. Professor Dr. **Seedorf**, Bremen. Bürgerschul-Direktor **Slamenik**, Prerau (Mähren). Professor Dr. **Ssymank**, Posen. Dr. **Fr. Zollinger**, Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich, Zürich.

Bedingungen der Mitgliedschaft

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 M) erhalten die beiden Monatsschriften der C. G. Durch einmalige Zahlung von 100 M werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (6 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Kultur und Geistesleben.
3. Die **Abteilungs-Mitglieder** (4 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Volkserziehung.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.
Sie haben ein Eintrittsgeld von 10 M zu zahlen.

Die **Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, die geistigen Strömungen der Gegenwart unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung zu behandeln.

Die **Monatshefte der C. G. für Volkserziehung** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, praktische Volkserziehungsarbeit zu fördern und über die Fortschritte auf diesem Gebiete zu berichten.

Börsenbuchdruckerei Denter & Nicolas, Berlin Mitte